



# Leseprobe

Massimo Vacchetta, Antonella Tomaselli

## **Eine Handvoll Glück**

Die Geschichte des kleinen Igels mit dem großen Herzen

---

»Die anrührende Geschichte einer ungewöhnlichen Freundschaft zwischen Mensch und Igel.« *Vero*

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



---

Seiten: 192

Erscheinungstermin: 10. September 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

»Kannst du ein paar Tage auf ihn aufpassen?«

Als der italienische Tierarzt Massimo das winzige Igelweibchen Ninna zum ersten Mal in der Hand hält, ahnt er nicht, was diese paar Gramm Leben in ihm auslösen werden. Ninnas Stacheln sind noch weich – und sie hat Hunger. Sofort wächst sie Massimo ans Herz. Er kümmert sich aufopfernd um seinen neuen Schützling und schon bald ist Ninna nicht mehr aus seinem Leben wegzudenken. Gemeinsam unternehmen die beiden Nachspaziergänge, fahren ans Meer und flüchten vor einem gefährlichen Dachsangriff. Sie werden zu besten Freunden – doch Massimo weiß, dass irgendwann der Augenblick naht, an dem sie Abschied nehmen müssen ...

Mit vielen bezaubernden Bildern und einem charmanten Daumenkino wird dieses Buch Ihr Herz im Sturm erobern.

### Autor

**Massimo Vacchetta,  
Antonella Tomaselli**

---

Massimo Vacchetta ist Tierarzt und lebt in der norditalienischen Provinz Cuneo. Er kümmerte sich viele Jahre lang vor allem um Rinder, bevor er sein Herz für Igel entdeckte und »La Ninna« gründete, das erste Pflegeheim für Igel in Italien. Dort kümmert er sich um die Stachelträger und ist Vorsitzender der Vereinigung »La casa dei ricci«, deren Aufgabe es ist, Igel und ihren Lebensraum zu schützen.

MASSIMO VACCHETTA ist Tierarzt und lebt in der norditalienischen Provinz Cuneo. Er kümmerte sich viele Jahre lang vor allem um Rinder, bevor er sein Herz für Igel entdeckte und »La Ninna« gründete, das erste Pflegeheim für Igel in Italien. Dort kümmert er sich um die Stachelträger und ist Vorsitzender der Vereinigung »La casa dei ricci«, deren Aufgabe es ist, Igel und ihren Lebensraum zu schützen.

ANTONELLA TOMASELLI veröffentlichte als Journalistin und Bloggerin zahlreiche Artikel und Dokumentationen über Tiere.

Besuchen Sie uns auf [www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)  
und Facebook.

Mai 2013. Es war Frühling, aber ich spürte ihn nicht. Trotz all der Farben um mich herum, trotz der Düfte in der Luft nahm ich ihn nicht wirklich wahr. Ich war zu sehr mit mir und meinen Sorgen beschäftigt.

In mir brannte der Drang nach Veränderung, immer noch wollte ich im Leben meinen Träumen folgen. Trotz meines Jobs als Tierarzt für Großtiere legte ich Wert auf mein Äußeres, auch wenn das lächerlich und eitel war.

Als ich das Wohnzimmer betrat, sah Greta mir vom Sofa aus entgegen und musterte mich eingehend.

»Gut siehst du aus«, meinte sie anerkennend, fügte nach einer Weile jedoch leise hinzu: »Aber du siehst traurig aus, selbst wenn du lächelst...«

Seufzend griff ich nach den Autoschlüsseln. »Bin bald wieder da«, sagte ich und verließ das Haus.

Während ich mich in den fließenden Verkehr einfä-



delte, musste ich wieder daran denken, wie frustriert ich in meinem Job war, wie enttäuscht von meinem Leben, und wie orientierungslos ich mich fühlte. Das Leben war öde und leer, und ich suchte verzweifelt nach Erfüllung, eine Herausforderung, die mir neue Energie und Lebensmut geben würde. Greta meinte es gut mit ihren Ratschlägen und wollte mich aufmuntern. Aber ich ließ sie nicht an mich heran.

Ich wollte mich für nichts entscheiden, von dem nur andere meinten, es sei gut für mich.

Nach dem Abitur hatte ich mich eher zufällig für den Beruf des Tierarztes entschieden. Irgendwann war mir eingefallen, dass ich als Kind immer in Not geratenen Tieren helfen wollte. Vielleicht war ich ja für diesen Beruf geboren, überlegte ich und studierte Veterinärmedizin. Doch nach einigen Jahren Praxis kam die Ernüchterung, irgendetwas, das mir selbst nicht klar war, fehlte mir.

Meine pragmatische Greta schlug vor: »Probier einen anderen Bereich aus, spezialisiere dich zum Beispiel auf Haustiere, auf Hunde, Katzen und dergleichen. Da würdest du zudem mehr verdienen. Und denk ans Alter, so langsam solltest du eine Lebensversicherung abschließen.«

Aber ich tickte anders, ich mache keine Lebenspläne. Und ich hatte auch keine Lust, Tieren Mikrochips ein-

zupflanzen und ihnen Schutzimpfungen zu verpassen. Da fand ich die Behandlung von großen Tieren, die mich vor weit komplexere Probleme stellte, interessanter. Trotzdem ging ich auf ihren Vorschlag ein und arbeitete fortan ein paar Stunden pro Woche in zwei Kleintierpraxen.

An jenem Freitag begann meine Wochenendvertretung bei Andrea. Nach der Begrüßung wechselten wir noch ein paar Worte. Bevor er sich verabschiedete, zeigte er mir eine Kiste mit einem fast nackten rosa Häufchen.

»Das ist ein Igelbaby«, sagte er.

Neugierig betrachtete ich den Winzling.

»Ein Waisenkind, eine Frau hat es in ihrem Garten gefunden und hierhergebracht – sie wusste nicht, was sie mit ihm anfangen sollte.«

Die Augen waren noch geschlossen, das Bäumlein nackt, die winzigen weißen Stacheln wirkten ein bisschen zerzaust. Sie begannen hinter den ebenfalls winzigen Ohren und bedeckten den ganzen Rücken.

»Es ist vielleicht zwei, drei Tage alt und wiegt gerade mal fünfundzwanzig Gramm«, erklärte Andrea.

»Fünfundzwanzig Gramm, das ist ja fast nichts ...«, meinte ich.

»Eben, das Kleine muss aufgepäppelt werden, und du fängst damit an.«

»Welche Milch ist für Igelbabys denn am besten?«



»Ziegenmilch, habe ich mir sagen lassen. Kuhmilch hat zu viel Milchzucker, das vertragen Igel nicht. Du musst ihn mit einer Einmalspritze füttern, einen Tropfen nach dem anderen.«

»Ziemlich mühsam.«

Ich nahm das Igelchen heraus, setzte es auf meine Hand und betrachtete es genauer. Wie niedlich, dachte ich, diese Minifüße mit den klitzekleinen Zehen, die aussahen wie winzige Finger. Ich war gerührt.

»Was meinst du, sollen wir ein paar Fotos machen und sie auf Facebook posten?«

»Gute Idee«, stimmte Andrea zu.

Wir machten Selfies mit dem Smartphone. Er, ich und der Igel. Ich und der Igel. Er und der Igel. Dann stellten wir die besten Bilder ins Netz und verabschiedeten uns. Er fuhr nach Hause, ich trat meinen Dienst an.

Dann war es Zeit aufzubrechen. Bald begann der Notdienst, und vorher musste ich noch das Igelbaby versorgen. Als ich die Tür zur Praxis öffnete, blieb ich wie versteinert stehen. Ein leises Wimmern drang an meine Ohren, ein angsterfülltes Fiepen, ähnlich wie das Piepsen eines Kükens oder eines Vogeljungens. Dann folgte ein klagendes Seufzen und nach einer Pause ein neuer Seufzer. Die Laute gingen mir durch Mark und Bein.

Der Igel flehte um Hilfe.

Ich ging zu der mit Sägespänen gefüllten Kiste, nahm ihn heraus und setzte ihn auf den Tisch. Der kleine Körper war kalt, ein klares Indiz, dass der kleine Igel im Sterben lag. Mitleid mit der armen Kreatur überfiel mich – so heftig, wie es mir in meinen vielen Berufsjahren noch nicht passiert war.

Es kam mir vor, als wäre dieses Gefühl lange in mir eingesperrt gewesen und würde sich jetzt Bahn brechen.

Natürlich war ich als Veterinär an den Anblick kranker Tiere und ihrer Schmerzen gewöhnt, hatte im Laufe der Zeit gelernt, damit professionell und distanziert umzugehen, doch beim Anblick dieses Häufchens Elend brach es mir fast das Herz.

Ich stellte mir vor, wie seine Mutter beim Futtersuchen von einem Auto überfahren und so schwer verletzt worden war, dass sie es nicht mehr zum Nest zurückgeschafft hatte. Vielleicht war sie sogar getötet worden. Ich malte mir aus, wie der Winzling auf sie gewartet hatte, hungrig und voller Angst. Wie er in seiner Verzweiflung aus dem Nest gekrabbelt war, um seine Mutter zu suchen. Und plötzlich spürte ich seine Einsamkeit am eigenen Körper.

Es war die Einsamkeit meiner Kindheit.





Meine Großeltern mütterlicherseits hatten in meiner Kindheit eine wichtige Rolle gespielt. Sie waren Bauern vom Land – zwei einfache, bodenständige Menschen, bei denen ich mich geborgen fühlte.

Meine Eltern waren beide berufstätig, und so verbrachte ich viel Zeit bei ihnen, vor allem in den Schulferien. Großmutter Caterina war eine herzengute Frau mit einem offenen Gesicht. Sie hatte die Schule nur wenige Jahre besucht und war sicher nicht intellektuell, aber sie trug ihr Herz am rechten Fleck und war sehr herzlich. Schon als kleinen Jungen nahm sie mich mit in den Stall, anfangs sogar in einem Tragekorb. Sie zeigte mir die Kühe, die Kälber und die Schwalben in ihren Nestern unterm Dach. Oder sie saß mit mir in der Küche, strickte und erzählte mir Geschichten, denen ich fasziniert lauschte.

Als ich größer wurde, begleitete ich sie aufs Feld

und half ihr bei der Arbeit. Mittags setzten wir uns unter die schattigen Bäume am Wiesenrand und verspeisten das in einem Korb mitgebrachte Essen. Ringsum duftete es nach Heu, und es war himmlisch ruhig. Manchmal schliefen wir vom Gesang der Grillen und Zikaden ein. Wir lebten mit der Natur und ihren Zeiten.

Auch mein Großvater war ein besonderer Mensch. Er wurde nie laut, obwohl er sehr konsequent und manchmal auch hart und unnachgiebig sein konnte. Er besaß eine gewisse Bauernschläue, die ihm half, stets Herr der Lage zu bleiben, selbst wenn andere nicht mehr weiterwussten. Doch litt er unter Asthma, und sein Atem ging bei der kleinsten Anstrengung pfeifend, nach ein paar Schritten musste er jedes Mal eine Pause einlegen. Dennoch ertrug er sein Leid gleichmütig. Es sollte nicht sein Leben bestimmen.

Lange wollte er deshalb nicht zum Arzt gehen. Erst nach langem Zureden ließ er sich zu einem Arztbesuch überreden und Medikamente verschreiben, die ihm das Atmen erleichterten.

Dann war da noch Osvaldo, der jüngere Bruder meiner Mutter, der noch im Haus der Großeltern lebte. Für mich war er mehr ein großer Bruder als ein Onkel. Wenn ich am Ende der Sommerferien wieder nach Hause zurückkehren musste, war ich immer todtraurig. Meine Großmutter und ich weinten um die Wette.



Trotz der Liebe meiner Großeltern verspürte ich große Leere. Auch wenn mich meine Eltern oft besuchten, fühlte ich mich von ihnen alleingelassen. Sobald es dunkel wurde, setzte ich mich ans Küchenfenster und wartete. Wie festgewachsen. Meine Blicke folgten jedem Autoscheinwerfer, der sich näherte. Ich sprach kein Wort. Meine Mutter fehlte mir so sehr.

Wieder zu Hause war es aber nicht besser. Wenn nach Unterrichtsende die anderen Kinder lachend und fröhlich schwatzend nach Hause gingen, begannen für mich lange, nicht enden wollende Nachmittage. Erst gegen fünf Uhr kam meine Mutter und holte mich ab. Bis dahin saß ich am Fenster und wartete. Stundenlang. Ganz allein. Oft malte ich, und Schwester Francesca, die sich um die Hortkinder kümmerte, lobte meine Bilder und meinte, ich sei ein Künstler.

Bei gutem Wetter durfte ich in den Schulhof und in den angrenzenden Garten. Dort fuhr ich meist Fahrrad. Vor und zurück. Und im Kreis. Vor, zurück und im Kreis. Manchmal hielt ich an, einen Fuß auf dem Boden, den anderen auf dem Pedal, und schaute einem Schmetterling nach. Manchmal stellte ich das Rad ab und jagte eine Eidechse. Oder ich beobachtete Insekten, deren Namen ich nicht kannte. Und Ameisen.

Tagaus, tagein.

Und jeden Tag hatte ich Angst, meine Mutter würde

mich nicht abholen. Nie mehr. Wenngleich sie jeden Tag zuverlässig kam. Dann lief ich ihr entgegen, sie lächelte und nahm mich in den Arm. Hob mich auf den Sattel ihres Fahrrads und schob mich. Dabei erzählten wir uns, was den Tag über passiert war.

Nach Beginn der Sommerferien, wenn ich noch eine Zeit lang das einzige Kind in der Nachmittagsbetreuung war, war es besonders schlimm. Erst wenn der Hort seine Pforten schloss, durfte ich zu meinen Großeltern aufs Land.

Angst begleitete mich durch meine Kindheit. Nicht allein Angst davor, meine Mutter zu verlieren. Nein, ich hatte um alles und vor allem Angst. Sie war ein Erbe meines Vaters, der sich ebenfalls vor allem und jedem fürchtete, seine Gedanken kreisten um Krankheiten und Tod. »Ich habe bestimmt Krebs. Ich werde nie und nimmer dreißig«, jammerte er bereits in jungen Jahren. Ich wuchs mit seinen Ängsten auf, verinnerlichte sie und übertrug sie auf meine Mutter.

Ich malte mir unterschiedliche Szenarien aus, wie ich sie verlieren könnte. Entweder durch Tod oder Scheidung, schließlich stritten meine Eltern sich häufig. Beides war für mich gleichermaßen schrecklich. Meine ganze Kindheit war davon geprägt – von der Angst, plötzlich ohne sie zu sein. Verlassen, einsam und allein.

Deshalb konnte ich ihn so gut verstehen, diesen



winzigen, wimmernden Igel, an jenem Samstagmorgen  
in Andreas Praxis. Seine Angst und seine Verzweiflung.  
Weil ich das alles selbst erlebt hatte.

